



Hang Loose im Sägemehl

VON ERWIN DETTLING (TEXT) UND TONY BAGGENSTOS (BILDER)

Kopf voran ins Sägemehl. Das wär doch was! Im Zeitalter von halsbrecherischen Trendsportarten hält sich eine friedliche Art des Zweikampfs wie keine: Schwingen! Lutte Suisse. Swiss Wrestling, heisst das für die anderen. Was ist Schwingen? Ein ritueller Hosenlupf? Es braucht zwei starke Kerle, die vor Publikum mit List und Kraft versuchen, den Gegner nach strengen Regeln in fünf Kampfminuten fair im Sägemehl auf den Rücken zu knallen. Probieren wirs?





Fünf Minuten. Eine Ewigkeit für die sauren Muskeln.

Es ist Schwing- und Älplerfest auf Rigi-Staffel, ein Balanceakt zwischen Spitzensport, Sumo-Ringen, Hauruck und Alpenbitter. Zuerst zum Klima. Nach dem ausgiebigen Bschüttiwetter gibt es Sonne. Schon am frühen Morgen sehen wir weit ins Blaue. Das verdanken wir dem neu hereindrückenden Hoch aus Westen. Wir haben Glück! Es gibt einen wolkenlosen Berggottesdienst auf dem Schwingplatz. Soweit zur Meteorologie.

Der Pfarrer segnet im Namen der Kirchenpatrone und des heiligen Wendelin die Sennen und Turner, er spricht ihnen Mut zu, wünscht sich sportliche Fairness. Kommt und schaut, wie sich die starken Männer gegenseitig bodigen. Grüezi mitenand!

Der Kampf um Kranz und Schwingerehre beginnt in Goldau, einem Dorf, wo die geologische Formation der Nagelfluh und die Eisenbahn aufeinander treffen. In Goldau kreuzen die Südostbahn auf, die Intercityzüge von Basel, Zürich und Luzern, der Cisalpino aus Venedig, Rom und Florenz. Keiner kommt an Goldau vorbei, der auf Schienen von Hamburg über den Gotthard nach Reggio di Calabria will. Kein Schwinger kommt an Goldau vorbei. Wo gehts zum Schwingfest? Mit der Zahnradbahn. Auf einem knarrenden Hochperron aus Holz und Stahl steht die Rigi-Bahn (RB). Rostige Stahlpfeiler halten die Konstruktion. «Ist das Image oder Nachlässigkeit?», fragt sich der Besucher. Es schellt und bimmelt im Triebwagen der Zahnradbahn. Die Schwingergemeinde treichelt sich in Stim-

mung auf dem Weg hoch zu den feuchten Sägemehlringen. Der blaue Zug geht ab, das Zahnrad greift, es wird rasch steil. Links und rechts neben dem Gleis haben Kühe und Schafe auf den stotzigen Matten allerlei Perkussion um den Hals; es bimmelt, schellet, glöggelt. Das Vieh frisst sich durch den fetten Klee. Die Bahn fährt mit den Fans an Kirschbäumen vorbei, da ein windschiefes Wellblechdach, dort vermooste Dachziegel alter Bauernhäuser.

Die Bahn verschwindet im Bergwald. Sturzbäche schiessen unter den Verbauungen durch, vom Sturm abgeknickte Bäume liegen an den Hängen. Über Schluchten führen Transportseile zu Hütten und Beizen, wo kommerziell gekocht und gewirtet wird. Überall auf der Fahrt zum Schwingfest ist diese Nagelfluh, ein bröckelndes Gestein, das 1806 vom gegenüberliegenden Rossberg in den Tälkessel von Goldau donnerte und Dorf und Bewohner zudeckte. Die Bahn fährt eine letzte Kurve, und vor uns liegen oben auf einer flachen Wiese drei grossen Sägemehlkreise. Ohne Zuschauer hat die Szene etwas Ausserirdisches. Woher die Ringe, woher das Sägemehl; oder sind die braunen, runden Kreise aus Sand von der Sahara?

Es ist früh, Nebel schleicht an den Hängen empor, die an den Berg gebaute Zuschauertribüne ist noch leer. Die Schwinger halten sich warm, jeder konzentriert sich auf seine Weise; der eine autogen und versunken, der andere mit einem Kirschwasser und Kniebeugen, ein dritter drückt die Freundin im Zelt und

ein vierter schlürft einen würzigen Kräuter-Kaffee. Die Kämpfer kommen aus dem Alltagsleben. Die Muskelprotze verstehen was von kräftiger Milchnahrung. Mit der aufziehenden Sonne füllen sich die Ränge, der Platzsprecher macht das Mikro auf, begrüsst die Prominenz und schon gehts zur Sache, die ersten Kämpfer greifen zusammen.

Hals an Hals, mit dem Unterkörper abgewinkelt packen sich die Kerle am Bund und am gekringelten Saum der Schwingerhose, diesem reissfesten Accessoire im schwer definierbaren Hang-Loose-Stil aus Leine. Abtasten, nachfassen, ziehen, reisen, pressen, drücken; Beine und Hände malen im rasenden Tempo Figuren in die Luft. Wenns brenzlig wird, entwindet man sich, fasst neu. Verkeilt und wie im Tanz wirbeln die Schwinger um die eigene Achse, ein Haken in die Wade des Gegners und die massigen Körper krachen ins Sägemehl. Jetzt sind wir daheim. Das Rätsel des Ausserirdischen ist gelüftet, macht Platz für das Bodenständige. Der dumpfe Hall ist bis hinüber zu den Zuschauern auf der Tribüne zu hören. Erste Tabakpfeifen werden gestopft, auf den Rängen gehen Stumpfen an. Die Pranke des Dominators fasst das Gesäss des Gegners, drückt ihm das Kinn an seine Achselhöhle, zwängt, schiebt und schreit aus Lust und Vorfreude auf den Sieg. Die Kerle geben Töne vor sich, die sonst nur im Pornokino zu hören sind. Das gehört zu diesem Sport.

Noch liegt der Gegner nicht regelkonform mit beiden Schulterblättern auf dem Rücken. Es fehlt ein letzter Druck. Mit einer unbändigen Kraft schlezt der Stärkere die Beine nochmals hoch, entwindet sich der Umklammerung und landet mit einem listigen Befreiungsschlag neben dem Sägemehrling. Der Kampf wird neutralisiert. Beim Schwingen kommts oft anders, als man denkt. Der Kampfrichter weist die beiden zur Mitte des Kreises, Hals an Hals stehen sie wieder da, ganz neu, die Unterkörper abgespreizt, verkeilt hängen die Schwinger ineinander. Die Zeit läuft, der Richter schaut auf die Uhr. Fünf Minuten, eine Ewigkeit für die sauren Muskeln, dauert der ganze Kampf.

Die Zeit ist schon fast um. Aus dem Nichts und mit einem befreienden Heuler saust der stärkere Kerl unerwartet kopfüber zu Boden. Noch stützt er sich ab, die Beine recken in den Himmel, das Gesicht ist im Sägemehl vergraben. Eine Hand greift von hinten nach. Entschieden! Aus! Es siegt der Schlaue, nicht der Starke. Der Senn liegt geschlagen auf dem Rücken. Beide Schwinger stehen auf, der Sieger klopft dem Verlierer rituell das Sägemehl vom schweissverklebten Hemd. «Är hed zoge und blatt verlore», meint ein Experte auf der Tribüne. Die Schwinger gehen mit einem Händedruck auseinander.

So geht das stundenlang. «Holduri, Holduri», singt der gemischte Chor «Männertreu». «Der Pius Beeler wird verlangt im Zelt», meint der Platzsprecher. «Mier sind wit umemand als Schwingervolk bekannt. Wos öppis z'rangge git, da schtömer y. Bi Schturm und jeder Gfahr isch gwüss a friä Sänn derby. Holduri, Holduri», macht der Chor weiter. Es wird wärmer. Das Sägemehl auf dem Kampfplätzen trocknet aus. Da hilft nur der Wasserschlauch in der Arena und das Bier für die Kehle. Der



Vor dem Kampf. Jeder konzentriert sich auf seine Weise.



Schwer. Steinstossen für die ganz Starken.

Platzarzt ist zufrieden. Die Kerle kämpfen fair, nur da und dort gibts eine Bagatellverletzung: Zerrungen an Hals und Schultern, Stauchung an Ellbogen und Knie. Früher soll es deftiger gewesen sein. Wie deftig? Man weiss es nicht genau. Sicher ist nur, es ging beim Schwingen nie zu wie beim Schulturnen, wie der Volkskundler J. Stalder schreibt: «Es blüht noch eine Gymnastik, die in das entfernteste Dunkel der Vorzeit hinaufreicht.» Damit es auf den Schwingplätzen unblutig bleibt, hat man das Reglement angepasst. Die Sägemehlschicht ist heute dicker als früher. Das freut die Unfallversicherungen. Noch immer ist es kein Klacks, kopfüber in die Holzkörner zu knallen; Fallen will gelernt sein. Der gemischte Chor bringt die letzte Strophe: «Und wenn de Sunntig chund, gyts Meitschi, chugelrund, es Chind im Bluemechranz, es Schmützli und en Tanz. Holduri, Holduri.»

Die Schwinger sind müde, machen Pause. Sie haben Durst. Rigi-Hell heisst das Bier. Es kommen der Alpaufzug, die Geislechlepfen, auf einem flachen Grasstück wird Stein gestossen. Die Älplerfamilie kommt dramaturgisch im richtigen Moment auf den Schwingplatz. Man denkt an den Wilhelm Tell und an dessen Tellsplatte und an die Hohle Gasse. Ein Alpaufzug ist in seiner komprimierten Form eine alpine Streetparade auf Gras. Sähe man nicht die unterhaltende Absicht der Älplerinnen und Älpler in Tracht und ihre freundlichen Gesichter,

könnte man meinen, die Schar befinde sich auf der Flucht. Sie haben alles dabei: Blumentröge, grosse Eimer, Geissen und Gitzi, Kühe und Kälber, Glocken und Schellen, ein enormes Käsekessi, Milchtausen, eine Freude für jede Cheerleader. Ein Wildheuer und der Burditräger haben auf dem Alpaufzug Nahrung fürs Vieh und Holz zum Kochen dabei. Dazu kommt der Älplerplunder, lose auf Kind und Kegel verteilt.

Der Tross der Sennenbruderschaft mit den schweren Lasten trollt über den Schwingplatz, dreht ab, zurück gehts zum Bauernhof. Die Show ist gelaufen für ein Jahr. Es windet. Trotzdem schleudert der Fahnenchwinger die Stange mit den Nationalfarben hoch über der Arena in den Himmel. Das Tuch segelt und fällt punktgenau in die Hand des urchigen Artisten, Stösse von Naturtönen aus dem Alphorn begleiten das flatternde Banner. Geisseln klepfen widertätig in den Berghang. Dann wird wieder geschwungen. Ausstich, Halbfinal. Schlussgang. Einer muss gewinnen. Das Publikum schwingt mit den Augen. Die Stumpen glühen; Duft und Aroma von Brissago, Danemann und Villiger liegen in der Luft. Wie beim Stierkampf gehen die Zuschauer von den Sitzen, wenn es richtig kracht im Sägemehl. Hier hört die Gemeinsamkeit zwischen Stierkampf und Schwingen auf. Auf dem Schwingplatz können regelmässig beide Kämpfer gewinnen.

Kultur-Spur Rigi

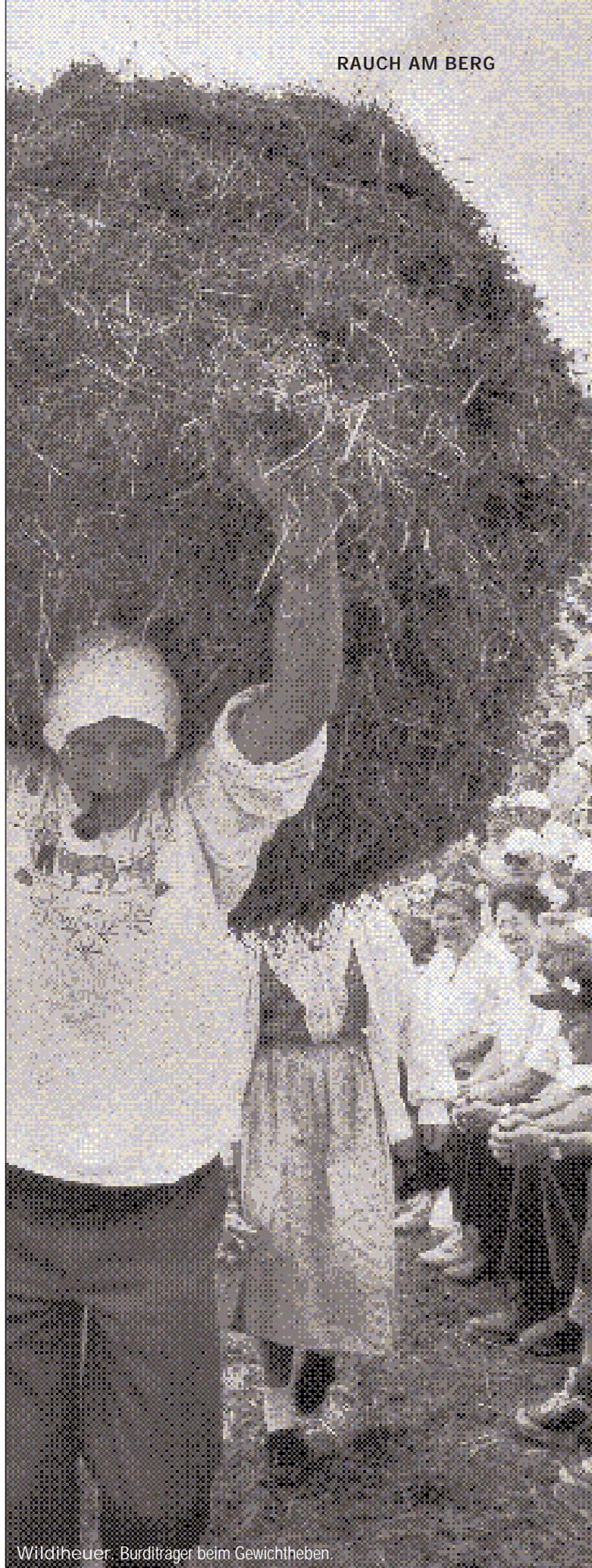
Die Bahn bringt seit jeher Berggänger, Enziansucher, Natursüchtige, Pilger, Schlittenfahrer und Skiläufer, Phantasten, Schwinger und Äpler auf der Zahnradspur zum zentralschweizerischen Kultberg, wo bibelfeste Zeitgenossen einst den Sitz von Göttern und Dämonen wähten. Der Berg hat Renommee. Johann Wolfgang Goethe stand 1775 auf der Kulm (1752 M.ü.M), sah im Dunst den Schwarzwald und andere dunkle Flecken seiner deutschen Heimat. Goethe liess den Berg in der Zentralschweiz und den Panoramablick in seine «Dichtung und Wahrheit» einfliessen. Friedrich Schiller, der deutsche Hausautor der Schweiz, griff in seinem Wilhelm Tell in Melchtals Rede auf die Rigi zurück: «Dort, unterm freien Himmelsdache, wo der Sinn noch frisch ist und das Herz gesund, das ungeheure Grässliche erzählen (1.4).» Jean-Jacques Rousseau machte mit seinem weltberühmten Traktat «Le Retour à la Nature» für die Rigi und die gesamte Bergwelt feinste Publicity.

Schliesslich sah der Spötter Mark Twain («A Summit Rise») auf seinem Ausflug in die alte Welt (1878/79) auf der Rigi die Sonne aufgehen. Im Tagebuch schrieb er: «Die Welt zu unseren Füssen ist ein reiches sanftes Paradies.» Der Dichter hatte für die Talschaft bewundernde Worte, bezeichnete jedoch die Rigi als «Ausstellungsgelände» (exhibition ground), und als «alles in allem einer der traurigsten Anblicke, die mir unter die Augen gekommen sind.» Warum wohl? Die Pfade der Rigi-Touristen und Sänftenträger waren halt arg ausgetreten. Karl May war oben und kam in seinem Gedicht «Rigi» auf dem Gipfel ins Schwärmen:

«... Aus blauen Fluten taucht empor die Muse
und reicht mir lächelnd ihre weisse Hand.
Der zarte Nebel zieht um mich den Schleier,
doch deutlich liegt vor mir der stille Pfad...»

Die Rigi war für den Abenteurer am Schreibtisch nicht das wilde Kurdistan. Königin Victoria liess sich 1868 in einer Sänfte auf die Rigi tragen und meinte: «It was a most successful day.» Drei Jahre später war es mit der grossen Ruhe auf der Rigi vorbei. 1871 wird die Vitznau-Rigi-Bahn als erste Zahnradbahn Europas eröffnet.

Jahrzehnte lang war die Rigi ein begehrtes Pilgerziel. Ab 1689 stiegen die Gläubigen zur Kapelle Maria im Schnee auf Rigi-Klösterli. Chronisten berichten, allein im Jahre 1721 seien 15 000 Gläubige die Pilgerwege hochgestapft. Einheimische fanden im Religionstourismus als Führer und Träger ein Auskommen. Die Grundeigentümer waren vom Rigi-Tourismus nicht nur begeistert. Pferde, Träger und Touristen überbeanspruchten die Rigiwege. Die Landherren führten 1840 für Pferdehalter und Träger einen Wegzoll ein. Die Eröffnung der Zahnradbahn machte der Plackerei ein Ende. Man hat im Lauf der Jahrhunderte das «Produkt Rigi» abge-speckt und überrissene Erwartung zurück genommen, Schnörkel am Bau und Image wurden korrigiert. Heute hat der Berg vielleicht wieder seine voralpine Dimension, die ihm zusteht. Zuoberst auf dem Gipfel der Rigi schwärmen nicht Dichter und Fürsten, es klappert das Geschirr des Selbstbedienungsrestaurants. Der Wind pfeift durch das neue Wahrzeichen des Bergs: Die graue Stahlnadel der Swisscom.



Wildheuer: Burdträger beim Gewichtheben.